

Die nordhessische Kleinstadt Hofacker steht im Mittelpunkt dieses Romans, der größtenteils von Karl-Otto Modjewski, genannt Modder, erzählt wird. Von der Maifeier 1933 bis zur Bundestagswahl 1998 (in der ein Kanzler Gregor Gysi gewählt wird) spannt sich die erzählte Zeit. Die insgesamt sechsundsechzig Kapitel des Romans bieten immer auch Abschweifungen zur deutschen Geschichte, daher sind die Vergangenheitsbewältigung, die RAF, Elvis Presley in Frankfurt und das Bayreuther Festspielhaus genauso Thema, wie der Mauerfall und die privaten Probleme des Schriftstellers und Rechtsanwaltes Modder.

Dieses deutsche Geschichtspanorama wird, wie Chotjewitz es sich zuletzt gewünscht hat, von Cordula Güdemann kongenial illustriert. Mit dieser Edition ist der »legendäre Roman«, wie ihn das Stuttgarter Literaturhaus nannte, endlich wieder lieferbar.

Peter O. Chotjewitz wurde 1934 in Berlin geboren und war Schriftsteller, Übersetzer und Jurist. Chotjewitz starb 2010 in Stuttgart. Zahlreiche Veröffentlichungen, zahlreiche Übersetzungen aus dem Italienischen, u. a. Bücher von Dario Fo, Nanni Balestrini und Giuseppe Fava. Im Verbrecher Verlag erschienen die Romane: »Saumlos«, »Urlaub auf dem Land«, »Mein Freund Klaus«, die vierbändige Reihe »Fast letzte Erzählungen« und posthum der Gedichtband »Tief ausatmen«.

Cordula Güdemann, geboren 1955 in Wehr, ist Malerin und Zeichnerin. Sie studierte in Karlsruhe bei Rudolf Schoofs und in Düsseldorf bei Dieter Krieg. Seit 1995 hat sie eine Professur für Malerei an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Stuttgart inne. Sie lebt in Stuttgart und war mit Peter O. Chotjewitz verheiratet.

Peter O. Chotjewitz

Das Wespennest

Roman

Mit Radierungen von
Cordula Güdemann

VERBRECHER VERLAG

Erste Auflage

Verbrecher Verlag
Gneisenastr. 2a, 10961 Berlin
info@verbrecherei.de
www.verbrecherei.de

© Verbrecher Verlag GmbH 2025

Gestaltung und Satz: Christian Walter
Druck: CPI Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-95732-236-4

Printed in Germany

1 Eine vage Geschichte

Der Erste Mai war es nicht.

Am Ersten Mai 1933 marschierten Gewerkschaften und Nazis noch gemeinsam durch das Städtchen, das in einem dicken Stadtmauerring mit stämmigen Türmchen steckte, wie Mutter im Mieder, den Weinberg runter, die Bahnhofstraße rauf, und erreichten im Gleichschrittmarsch den Sportplatz im Meisental, wo die Schlußkundgebung stattfand. Parole: »Ehret die Arbeit und achtet den Arbeiter!«

Ein Foto als Postkarte von diesem Tag zeigt Hofacker im Schmuck der Hakenkreuzfahnen, die Route garniert mit Leuten, die sich ordentlich angezogen haben und Fähnchen in den Händen halten. Auf der Rückseite des Fotos steht:

»Wahrscheinlich würden sie heute noch gemeinsam marschieren.«

»Typisch Klebe, und ist auch seine Handschrift«, denkt sich Modder, als er die Postkarte rund sechzig Jahre später in Klebes Dachkammer sieht, wo der sie mit einer Reißzwecke an einen Balken geheftet hatte. Der fehlende Konditionalsatz lautete vermutlich:

»Wenn die Nazis die Gewerkschaften nicht einen Tag später aufgelöst, ihr Vermögen beschlagnahmt, ihre Führer ins KZ gesteckt und ihre Karteikästen ins Büro der deutschen Arbeitsfront verfrachtet hätten.«

So ganz ohne Zwischenfälle verlief der Tag übrigens nicht. Ein Anstreicher, der unter der Linde vorm Rathaus saß, fühlte sich durch den Umzug gestört, ballte die Hände zu Fäusten, und brüllte solange, bis fürsorgliche Volksgenossen ihn zur Ordnung rufen konnten.

Er war ein Handwerksbursche, der Randalierer, der an den Haustüren klopfte und fragte, ob eventuell Malerarbeiten zu verrichten seien, so wie andere Scheren schliffen, Regenschirme reparierten und Kurzwaren verkauften.

Meist im Frühjahr stand er vor der Tür, aß in der Küche, was man ihm vorsetzte, und schlief auf einem Strohsack in der Getreidekammer, machte aber auch »Tst, tst«, wenn man ihm zu wenig Bares neben die Abschiedssuppe legte, etwa mit der Begründung, er habe sich heimlich am aufgesetzten Schnaps vergangen.

Sonst sprach er wenig, wenn er nüchtern war, und las merkwürdige Bücher. Man schätzte ihn, weil er billig war und gute Arbeit lieferte, aber man verübelte ihm auch, daß er trank, sobald er Geld hatte, und von Rußland erzählte, wenn er einen getrunken hatte.

Ich erwähne das alles so ausführlich, weil er eine Nebenfigur ist, dazu verurteilt, nach diesem Vorfall nahezu spurlos zu verschwinden und nur ein paar alberne Gerüchte zu hinterlassen.

Der Erste Mai war es also nicht. Anfang Mai ist es viel zu kalt, da schwärmen noch keine Wespen. Jedenfalls nicht in Hofacker.

Es gibt in Nordhessen, wo immerhin nicht nur ein bekannter Ausrufer der Weimarer Republik namens Scheidemann und der Präsident des nazistischen Volksgerichtshofs Freisler herkommen, sondern auch Philipp der Großmütige mit den drei Hoden und sämtliche hessischen Ministerpräsidenten seit 1945, praktisch keine Maifeier, von der man nicht erfroren, durchnäßt und angeheitert nach Hause kommt, und es gibt dafür nur zwei Erklärungen.

Entweder die Führung der Arbeiterbewegung war von Anfang an so unfähig, daß sie nicht einmal imstande war, für ihren Kampftag einen schöneren Tag zu wählen, oder der Tag wurde mit Bedacht zum Schutz aller Mairedner und Parolenausdenker auserkoren, da man ihre Äußerungen nur in betrunkenem Zustand erträgt, oder der Herr selber wünschte keine so gottlose Veranstaltung unter seinem

Himmel, wo heutzutage auch noch die Wildecker Herzbuben zu hören sind.

Nein, es muß im Spätsommer gewesen sein, an einem himmelblauen, gegen Abend schon etwas kühlen Tag, wenn alle Menschen beim Zwetschenkuchenessen vom Ofenblech sich die Geschichte erzählen, wie ihre Tante von einer Wespe gestochen und nur gerettet wurde, weil der Onkel in die Küche sprang und ein spitzes Schlachtermesser beiholte, das er beherzt in ihre Luftröhre stach, so daß sie wieder Luft kriegte.

An diesem schönen Sonntag nämlich erschlug Frau von Horwitz, die Mutter von Etzel und Claire, eine Wespe, die sich eben auf ihren Zwetschenkuchen setzen wollte, und als sie nun tot auf der Kaffeetafel lag, die Wespe, fiel es ihr wie Schuppen von den Augen, der alten Baronin, und sie sprach:

»Wir haben dies Jahr keine Wespenplage!«

»Ja, ja«, sagten Immo, ihr Mann, und Etzel, ihr Sohn, der Horre genannt wurde, »wie seltsam, Mama«, und Kramuschke lächelte sardonisch in gekonnter Mischung aus Nähe und Distanz gegen die Balustrade gelehnt, falls jemand nach dem Wagen verlangen sollte.

»Die Gäule, Kramuschke!«

»Schon da, Herr Baron!«

Nur Claire seufzte. Sie trauerte um ihren Verlobten, einen zwar nur bürgerlichen, aber stockreichen Studienkollegen ihres Bruders Etzel namens Felix Reißmüller, der sie offensichtlich verlassen hatte, aber keiner wußte warum.

Kramuschke mit dem Buckel, den wir Jungen Quasimodo nannten, wurde beauftragt, nach der Wespenplage zu suchen, und kurz darauf stand die ganze Gesellschaft samt Eleveln und Personal vor der verfallenen Feldscheune am Rande der Pferdekoppeln, die sich neben dem Gutshaus entlang der Ilse erstreckten.

Aus der Scheune drang ein Geräusch wie von einem großen Staub-

sauger, und als Quasimodo das Tor öffnete und die Gesellschaft näher trat, steigerte sich das Geräusch zu einem akustischen Orkan, und man erblickte eine Wespeneinflugschneise, die bei der dreieckigen Öffnung in der Giebelspitze begann und bis zu einem der Zwischenbalken reichte, auf die man früher Stangen legte, um das Stroh darauf zu lagern.

Von diesem Balken hing ein länglicher Körper, doch als die Augen sich an das Halbdunkel gewöhnt hatten, sah man, daß es wohl doch ein menschlicher Kadaver war, den ein emsiges Gewimmel umgab, so daß er zu vibrieren schien.

»Naja, sind ja auch Aasfresser«, pflegte Quasimodo zu sagen, wenn er die Anekdote uns Spunden Jahre später erzählte.

Wir hörten sie gerne, diese alten Geschichten, und auch bei Hofe muß man den Leichenfund damals ziemlich gesittet zur Kenntnis genommen haben. Nur Claire, die Baronesse, fiel in Ohnmacht, und es ging das Gerücht, sie habe in dem Toten ihren Verlobten erkannt, aber sie war immer schon etwas hysterisch und ertrank ja auch im Sommer darauf vor Graal-Müritz.

Ständig mußte sie musizieren oder rezitieren, *Herr, der Sommer war sehr groß*, und es hieß, daß sie sogar ein lyrisches Tagebuch führte und von Indien träumte.

So einigte man sich darauf, daß der Tote ein Unbekannter gewesen sein müsse, dessen Identität nicht mehr ermittelt werden konnte. Vielleicht der Anstreicher, vielleicht ein Landstreicher, der angesichts der Sparsamkeit der Bewohner dieses Nests beschlossen hatte, seinem Leben ein Ende zu setzen.

Er war ja auch völlig zerfressen. Innen wie außen.





Alma Mater

2 Rache ist Blutwurst

Ida Schindehütte, eine dürre Pennälerin mit Salzfüßchen und fipsigen Zöpfen, saß mit ihren Freunden Icke, Hippi und Manni Füller auf der Ritterslay und beobachtete den Einmarsch des Amerikaners.

Die vier ließen die Beine baumeln und rauchten. Das Zeug stank grauenhaft, egal ob man es anzündete oder nicht.

Hippis Vater Rudi Hippe, ein Invalide, der sein Bein aber nicht durch das Rauchen verloren hatte, sondern bei dem Versuch, die Ukraine zu erobern, pflanzte den Tabak selber an. Im Herbst wurde er geerntet, auf Schnüre gezogen, getrocknet, in Zuckerwasser gelegt, gut ausgepreßt, mit Kölnisch Wasser beträufelt, mit Zimt bestreut, mit getrockneten Pflaumen vermengt, in Blechdosen gestopft, die mit Leukoplast abgedichtet wurden, und in Misthaufen vergraben.

Ich erwähne das Rezept für den Fall, daß die Zeiten mal wieder schlechter werden.

Der Amerikaner saß in einem Panzer, der sich langsam von Westen her näherte und zuweilen mit dem Kopf wackelte. Dadurch ähnelte er einem Tier, das mit seinem Rüssel nach Futter sucht.

»Ein Sherman«, sagte Icke und riß eine Seite aus der Dünndruckbibel der Familie Höhnemann, um sich noch eine zu drehen.

Hippi nickte, und Füller sagte:

»Rache ist Blutwurst. Jetzt geht's ihnen an den Kragen.« Damit meinte er vor allem seine Mutter, Martha Höhnemann, genannt Alma Mater, eine bigotte Hebamme, die ihre Söhne jeden Abend zwang, vor dem Bettgestell auf einem scharfkantigen Holzrost zu knien und die Lutherische Liturgie zu repetieren.

Die Jugendlichen sprachen oft darüber, was anders werden würde, wenn die Amis kämen, doch nur Füller war sicher, daß sie alle Pfarrer

aufhängen, die Kirchen schließen und jeden ins Gefängnis stecken würden, der es wagte, noch eine Bibel anzufassen. Es sei denn zum Zigarettendrehen.

Ida schnippte ihre Kippe ins Gebüsch am Fuß der Burgruine und sagte böse:

»Ich will 'n Kontrabaß, und dann gründe ich eine Jazzband!«

Es war der 20. April 1945, und noch vor einem Jahr hätten die vier nicht so locker auf der Burgruine herumsitzen können, denn dieser Tag war Führers Geburtstag, aber die Stunde Null begann sich schon abzuzeichnen.

Die Schule war seit Weihnachten geschlossen, kein Mensch kümmerte sich mehr um die Jugendlichen, und abends konnte man ungestört in den Ecken stehen und hotten. Eine Art Anarchie hatte sich breitgemacht, was sicher damit zusammenhing, daß es zwölf Jahre lang Befehle gehagelt hatte, und die Befehlshaber jetzt irgendwie als Versager dastanden.

Weniger glücklich waren die Erwachsenen. Idas Mutter zum Beispiel, Anna Schindehütte, eine überzeugte Hitlerianerin, wußte nicht, wohin mit dem Führerbild im Wohnzimmer. Einfach verbrennen, das ging nicht. Ein paar Kilometer weiter westlich hatte ein Mann sein Führerbild verbrannt, als die Amis schon am Ortsrand standen. Zwei Tage später waren die Amis weg, die Nazis wieder da, und der Mann wurde vor dem Rathaus aufgehängt.

Anna ging in den Keller, um die Kartoffeln zu entkeimen, und versuchte, die letzten zwölf Jahre zu vergessen. Das war am besten: Alles vergessen. Dann verschwand vielleicht auch das Hitlerbild von selber.

Viel war es ja nicht, was die braven Leute von Hofacker vergessen mußten: Den Juden die Fensterscheiben eingeworfen, ein paar Sozialdemokraten verprügelt, gewisse Nachbarn denunziert, so daß sie im Zuchthaus gelandet waren, immer fleißig »Heil Hitler« gerufen und so weiter.

Der Panzer begann nun, ins Meisental zu rasseln, und die vier Jugendlichen sprangen die Lay hinunter, durchquerten den Gutshof und rannten hinauf zum Marktplatz. Hier standen Kirche, Schule, Rathaus und Polizeiwache, die vier Säulen der Macht. Hier mußte das Strafgericht stattfinden, wenn überhaupt.

Sie hatten sich eben unter der Außentreppe der Schule versteckt, als der Panzer um die Ecke bog und die halbe Apotheke wegriß. Das war eine gute Tat, denn so wurde für alle Zeiten ein ärgerliches Verkehrshindernis beseitigt.

Es war der mieseste Panzer, den man in Hofacker je gesehen hatte. Kein Vergleich mit der gepflegten Schönheit deutscher Panzer, die man aus den Bildbänden kannte, und obendrauf saß auch kein Offizier, der aussah wie Rommel. Unbegreiflich, wie die Amis mit solchen Panzern den Krieg gewinnen wollten. Er war so dreckig, als hätte er das letzte Mal im Ärmelkanal gebadet, und der Zusammenstoß mit der Apotheke schien ihm den Rest gegeben zu haben. Der Turm mit der Bordkanone drehte sich noch ein wenig, bis das Rohr zum Rathaus deutete, wie ein mahnender Zeigefinger, dann war Stille.

Doch nichts geschah. Niemand kam heraus, keine Stimme rief: »Ergebt euch, ihr deutschen Ungeheuer, ihr habt verloren! Hitler kaputt, Krieg aus! Jetzt werdet ihr für eure Verbrechen zur Rechenschaft gezogen. Leberwurst ist Zeuge!«

Ida und ihr Gefolge verließen ihr Versteck und umkreisten das Ungetüm. Nach und nach kam der Rest der Gemeinde, aber immer noch passierte nichts, nur die Antenne zitterte leicht im Frühlingswind, den Herr Habermas Zephir nannte.

Endlich öffnete sich der Turmdeckel, und ein schlanker Mann in knappen Hosen, die den Hintern betonten, kletterte heraus, nahm das Käppi ab, kratzte sich am Kopf und zündete sich eine Zigarette an. Erst jetzt, ohne Kopfbedeckung, sah man, wie tief seine Ohren

saßen, und sein Unterkiefer kragte so markant, daß er ein Eigenleben führte, als gefährliches Werkzeug.

Seine erste Geste bestand aus einem Handwedeln. Es hieß soviel wie: Ihr könnt jetzt gehn, ihr habt genug erlebt. Habt ihr noch nie einen kaputten Panzer gesehen? Macht endlich die Mücke!

Doch die Leute rührten sich nicht, starrten den Panzer an oder den Ami, und so geschah, was Heribert Habermas stets mit bebender Stimme erzählte, wenn er von dem ersten Amerikaner sprach. Die Geschichte klingt gut, ist aber unglaubwürdig, da ich ein Dutzend Kaffs kenne, auch kleinere Orte, wo sie sich zugetragen haben soll.

Sie ist vergleichbar mit den Episoden aus der sowjetischen Zone, wo kein Rotarmist Fahrrad fahren konnte, dafür aber die Arme voll Uhren hatte. Die Russen fuhren schwankend, mit gespreizten Beinen den jeweiligen Hügel hinab, knallten gegen die Mauer, ließen das kaputte Rad liegen und klauten sich noch eins.

Der Amerikaner aber lehnte sich rücklings gegen den Geschützturm, öffnete seine Hose und begann zu onanieren. Ja.

Nun brach man auf, denn man wußte, was sich gehörte. Außerdem war Essenszeit. Nur die Jugendlichen wären noch etwas geblieben, wurden aber von Rudi Hippe durch Kopfnüsse überredet, ebenfalls nach Hause zu gehen.

Zurück blieb der alte Angerfors. Er wartete, bis der Amerikaner fertig war. Dann salutierte er und rief:

»Wachtmeister Angerfors vom Gendarmerieposten Hofacker, zur Zeit unbesetzt. Haben Sie irgendwelche Befehle, Herr Major?«

Der Ami kletterte von seinem Panzer, ließ den Unterkiefer etwas kreisen und sagte verächtlich:

»Shut up, you fucking son of a bitch!«

Angerfors salutierte abermals und verschwand in seiner Polizeiwache. Als er nach fünf Minuten wieder herauskam, stieg der Ami gerade in einen Jeep und fuhr fort. Die Stadt war wieder still und leer.

War ja auch ein Feiertag. Angerfors überlegte, was er mit dem Schlüssel der Wache machen sollte. Er ließ ihn in den Briefkasten fallen und ging ebenfalls essen. Als er am Panzer vorbeikam, tippte er sich an die Hutkrempe.

Hofacker war frei.

3 Die Reise nach Hofacker

Wir ritten auf Schusters Rappen, besaßen, was wir auf dem Leib trugen, lebten von der Hand in den Mund, schliefen bei Mutter Grün, standen mit den Hühnern auf und wanderten immer der Nase nach.

Von Klein Marckow zockelten wir bis Wittenberge an der Havel, fuhren im offenen Güterwagen nach Berlin und wieder zurück über Jüterbog, Halle bis an die Zonengrenze bei Heiligenstadt. Mein Vater würzte das Abenteuer teils mit Schauermärchen, wie dem von der deutschen Kleinfamilie, die von umherschweifenden Polen beraubt und schrecklich entleibt wurde, teils mit Lehrgedichten wie diesem:

»Wer seinen Kindern gibt das Brot und leidet dabei selber Not, den schlag' man mit dem Hammer tot! Der euch dies lehrt, das ist der Schmied von Jüterbog«.

Als das erste Schild mit dem Hinweis »Magdeburg« am Straßenrand auftauchte, rezitierte er laut:

»In Burg bei Magdeburg lebte einst ein Mann, der niemals trank. Nur einmal im Jahr ging er in einen tiefen Wald, da hörte er eine gewaltige Stimme von oben: Otto, du bist ja schon wieder betrunken!«

Die Anekdote war glaubhaft, da er selber gerne einen trank und teilweise Otto hieß, Ottokar Modjewski, was mir in Hofacker den Spitznamen »Modder« eintrug (der mir immer noch anhängt, so